

## Wieviel Gemeinschaft braucht die Demokratie?

Dieter Haselbach, 27.11.2019

Wie alle politisch brisanten Fragen wirft die Frage, die diese Veranstaltung sich zu betrachten vorgenommen hat, schwierige theoretische Probleme auf. Das für die politische Bewertung schwierigste Problem ist das nach den Implikationen, die vor allem auf der Seite von „Gemeinschaft“ in den spannungsreichen Begriffspaaren

### **Gemeinschaft und Demokratie**

oder (in der Begriffsfassung, die Tönnies 1887 dem Problem gab:)

### **Kommunismus und Sozialismus**

oder (darauf möchte ich zu sprechen kommen)

### **Geborgenheit und Freiheit**

liegen. Man könnte auch abstrakter davon sprechen, wie gegenseitiges „Vertrauen“ in der Demokratie zustande kommt und erhalten werden kann.

Ich möchte das Problem auf drei Ebenen bearbeiten.

Als erstes will ich die Sicht Ferdinand Tönnies' zusammenfassen und aus seiner Soziologie heraus die Frage beleuchten: „**Wieviel Gemeinschaft braucht Gesellschaft?**“

Kurz möchte ich dann zweitens kurz darauf eingehen, wie **Tönnies als politischer Publizist** im Kaiserreich wie in der Weimarer Republik seine Grundansichten politisch umsetzte.

Drittens möchte ich am Ende, über Tönnies hinaus, einige Probleme ansprechen, die uns mit **Gemeinschaft heute** beschäftigen und probieren, ob Tönnies' Überlegungen heute noch ein Interesse beanspruchen können. Dabei geht es wieder um eine politische Landschaft, in der Gefahr besteht, dass Gemeinschaft erneut identitätspolitisch vor allem als Ausgrenzung und Verdrängung politisch virulent wird.

## Wieviel Gemeinschaft braucht Gesellschaft

Das geschichtsphilosophische Problem, das Tönnies sich aufgab, lässt sich an einem Rückverweis in die frühe Aufklärung gut demonstrieren. Thomas Hobbes sah als den Urzustand menschlichen Zusammenlebens, als „reinen Naturzustand“, den „Krieg aller gegen alle“. Jener „Krieg aller gegen alle“, das ist oft bemerkt worden, ist das abstrakte Bild einer reinen Konkurrenzgesellschaft, in der jeder Mensch nur seinen eigenen Interessen folgt. Hobbes argumentiert, dass ein solcher Zustand für jeden einzelnen Menschen nicht wünschbar sei – das Leben sei „brutish and short“. Deswegen sei es vernünftig, wenn die Menschen einen Vertrag schließen, mit dem sie sich zum gemeinsamen Wohl einem Staat unterwerfen und diesem das Monopol der Gewaltausübung geben. Diesen Staat stellte Hobbes sich mit einem sehr weitgehenden Machtanspruch vor, der vielleicht nicht dem entspricht, was wir heute unter Demokratie verstehen. Aber er kommt in seiner Konstruktion durch einen demokratischen Beschluss, den Gesellschaftsvertrag, zustande. Hobbes lebte und schrieb in einer Zeit, in der die britische wie andere europäische Gesellschaften durch tiefe Bürgerkriege erschüttert wurden – so wird schon aus dem Bedürfnis nach Schutz sein Staat besonders wehrhaft.

Tönnies fragt nun, ob Hobbes' abstrakte Darstellung des Übergangs von jenem Zustand, in dem jeder Mensch seinen Interessen folgt, zu einem Zustand, in dem der Staat als ein Gemeinwohlregime errichtet wird, plausibel ist, und er findet, dass in Hobbes' Konstruktion ein logischer Fehler liegt. Es fehle den eigennütigen Menschen, die jenen Vertrag schließen sollen, an der Möglichkeit, überhaupt Gemeinsamkeiten finden zu können, denkt man die Konkurrenzgesellschaft in der Konsequenz so radikal wie Hobbes. – Auch gestützt auf die ethnologischen Forschungen, die mit dem europäischen Kolonialismus einen starken Aufschwung genommen hatten, meint Tönnies, vor dem „Krieg aller gegen alle“ müsse es in der Weltgeschichte Phasen gegeben haben, in der Menschen Vertrauen zu einander hatten,

denn die Grundlage eines jeden Vertrags ist Vertrauen. Diese Überlegung schlägt sich im Untertitel zur ersten Auflage von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ nieder: „Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen“ – wobei das gemeinsame Leben und Wirtschaften des „Communismus“ als eine Gesellschaft vor der Hobbesschen Konkurrenzgesellschaft steht (zum „Socialismus“ später ...). Ein wenig plakativ: In die moderne Gesellschaft gehen die Menschen mit einer breiten Erfahrung von Vertrauen hinein. Das befähigt sie dazu, in der ‚Kälte‘ der Moderne ein Zusammenleben zur organisieren, in der das Leben nicht „brutish and short“ ist.

Wo Tönnies das hier angedeutete Argumentationsprogramm entfaltet, ist er als Soziologe ganz modern, bleibt methodisch gleichwohl ein treuer Schüler Hobbes<sup>1</sup>. Seine Theorie geht methodisch überall davon aus, wie Menschen als Individuen handeln und sich verhalten, versucht von diesem Ausgangspunkt aus zu erklären, wie sich das Zusammenleben von Menschen organisiert. Heute nennt man solch einen Forschungsansatz „methodologischen Individualismus“.

Ich möchte für unser Thema einen weiteren Aspekt hinzufügen. Vertrauen zueinander, das ist eine Stellung zur Welt, die für Menschen nicht selbstverständlich ist. Tönnies kommt immer wieder darauf zu sprechen – ich benutze eine heutige Terminologie – wie Sozialisation stattfindet, was sie zum Gelingen braucht. Wie stellt sich für Menschen Geborgenheit her, aus der heraus Weltvertrauen wachsen kann? Tönnies sieht als zentrale Instanz die Familie, namentlich das Verhältnis zur Mutter und nimmt damit vorweg, was heute die naturwissenschaftlich ausgerichtete Hirnforschung auch gefunden hat: in solchen primären sozialen Beziehungen entsteht die Basis, die ein Menschenleben braucht, um zu gelingen. In einem Notizbuch Tönnies' fand ich vom November 1880 einen Eintrag, der seine Vorstellung von Familie und Gemeinschaft drastisch auf den Punkt bringt: „Indem wir geboren werden und die 4 Wände anschreien, treten wir ein in eine Gemeinschaft, die Familie.“ (zit.n. TG 2: 559).

Ich möchte nun einen Satz anführen, für den Tönnies beansprucht, dass er den Inhalt und die Erkenntnis von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ zusammenfasst. Allerdings: Dieser Satz ist in einer fast untergegangenen Sprache formuliert, die uns Heutigen das Verständnis nicht leicht macht. Der Satz steht am Ende der Vorrede zur ersten Auflage von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ – und ich zitiere hier aus dem Manuskript<sup>1</sup>, weil er da noch schärfer gefasst ist.

„Die Wahrheit ist: es gibt keinen *Individualismus* in Geschichte und Cultur, ausser wie er ausfließt aus Gemeinschaft und dadurch bedingt bleibt; oder wie er Gesellschaft hervorbringt und trägt. Dieses entgegengesetzte Verhältniß des einzelnen Menschen zur Menschheit ist das reine Problem.“

Gemeinschaft ist durch Sitte geprägt, durch allgemein gültige Normen oder auch – in einem heute in Deutschland politisch aufgeladenen Begriff – von einer funktionierenden Leitkultur. Natürlich gibt es hier individuelles Wollen und auch Interessen, aber sie sind eingebettet in einen sittlichen Konsensus, können sich nur in ihm ausleben. – In Gesellschaft ist der soziale Verkehr durch Kontrakte zwischen den Individuen geprägt, die Summe der vertraglichen Beziehungen bringt Gesellschaft hervor. Hier handeln Menschen dann aus eigenen Zwecken heraus, sie sind nicht mehr an „Sitte“ gebunden.

Von dieser scharfen Fassung der Begriffe „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ aus erschließt sich die geschichtsphilosophische Schlussfolgerung Tönnies': Er meint, dass Gesellschaft nur bestehen kann, wenn es in ihr ein Minimum gemeinschaftlicher Sozialformen gibt. Gesellschaft ohne ein solches Minimum geht unter, denn sie kann weder die Geborgenheit herstellen, die es für ein gelungenes Menschenleben braucht noch das Vertrauen, das jedem Vertrag vorausgesetzt ist. – So wäre die erste Antwort Tönnies auf die Frage „Braucht Demokratie Gemeinschaft, braucht eine demokratische Gesellschaft Gemeinschaft“ eindeutig: ohne Gemeinschaft kann sie schlechterdings nicht bestehen!

Es sei hier noch hinzugefügt, dass Tönnies den Prozess der Moderne versteht als eine Entwicklung weg von Gemeinschaft und hin zur gesellschaftlichen Sozialform, der Form also, in der Zweckhan-

<sup>1</sup> In der Druckfassung sprachlich abgeschwächt. TG 2: 31.

deln, Interessen und Kontrakte immer wichtiger werden. Man kann hier verstehen, warum Tönnies' Geschichtsphilosophie in eine zutiefst kulturpessimistische Vision mündet, die – wie er später selbst beanspruchen wird – Oswald Spenglers Sittengemälde eines „Untergangs des Abendlandes“ vorwegnimmt. Tönnies meint, die Notwendigkeit dieses „Untergangs“ einer jeden gesellschaftlichen Formation wissenschaftlich begründet zu haben, setzt allerdings für die Gesellschaft des Abendlandes einen sehr weiten Zeitrahmen, meint, dass noch 400 Jahre vergehen werden, bis das Abendland als Sozialform untergeht und die Weltgeschichte sich aus neuen Gemeinschaften regeneriert.

## Tönnies als politischer Publizist

Trotz eines solchen dunklen, aber wenigstens fernen Horizonts: Tönnies sieht für seine Gegenwart die Pflicht und Notwendigkeit, das Soziale zu gestalten und sieht sich hier auch als Wissenschaftler gefordert. In vier Feldern engagiert er sich als politischer Publizist. Es sind dies die politische Verfassung, ab 1914 Fragen rund um den Weltkrieg, die Reform der ökonomischen Verhältnisse, schließlich Sozialpolitik. Nur auf die letzten beiden Themen möchte ich hier eingehen. Die Linie von Tönnies' politischem Engagement lässt sich aus dem zweiten Begriff aus dem Untertitel von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ erklären: Warum spricht Tönnies nicht von „Communismus“ und Kapitalismus, sondern von „Communismus und Socialismus“ als empirischen Kulturformen? Er sieht im sich entfaltenden Kapitalismus, den er unter dem Titel „Gesellschaft“ analysiert, keine stabile Formation, sondern ein System, dessen Entwicklungstendenzen zum „Socialismus“ hin drängen.

Die „soziale Frage“ ist für Tönnies die eines sozialen Ausgleichs: In einem in 4 Auflagen erschienenen Werk „Die Entwicklung der sozialen Frage“ schreibt er: „Die Frage des friedlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens der ... Schichten, Stände, Klassen eines *Volkes*: das ist der allgemeine Inhalt der ‚sozialen Frage‘.“<sup>2</sup> Sie sei durch Reformen zu bearbeiten. Soziale Kräfte hinter diesen Reformen sind für ihn: „1. in der Gesellschaft selber die *Arbeiterbewegung*, 2. vom Staat und von den Gemeinden aus die *Sozialpolitik*, 3. von der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntnis aus die *öffentliche Meinung*.“ (ebd., 139 f.) Der Sozialismus werde sich durchsetzen, denn die Entwicklung des Kapitalismus laufe in seine Richtung: „... die Gründe *für* den Sozialismus [sind] durch Kartelle und Trusts mächtig verstärkt, die Gründe *gegen* ihn sämtlich durch ihre Wirklichkeit widerlegt worden ...“ (ebd., 150 f.).

Heute wissen wir, dass dieser Prozess nicht so gradlinig lief, wie Tönnies und andere Zeitgenossen sich das vorstellten. Die Entwicklung lief nicht über den organisierten Kapitalismus zum Sozialismus. Das Biest hat seine Gestalt immer wieder gewandelt, seine Zähmung bleibt dauernd aufgegeben. Gleichwohl: man könnte einen ganz großen Bogen ziehen und Tönnies als Vordenker eines reformierten Kapitalismus ansehen, wie er etwa als „Soziale Marktwirtschaft“ das Selbstverständnis der Bundesrepublik in den Jahrzehnten von 1949 bis 1989 prägte. Der Terminus „Soziale Marktwirtschaft“ allerdings ist schwierig: Es ist dies ein politischer Begriff, der in den politischen Auseinandersetzungen sehr unterschiedliche programmatische Füllungen erfahren hat. Eines hat Tönnies mit den Ordoliberalen in Westdeutschland, die das Programm der „sozialen Marktwirtschaft“ zuerst formulierten, gemeinsam: Die Überzeugung, dass der Kapitalismus (oder, in ordoliberaler Sprache: „die Marktwirtschaft“) die Integrationsressourcen nicht selbst herstellen kann, die diese Sozialform für ihre Stabilität braucht.

Für die sozialpolitische Transformation des Kapitalismus hofft Tönnies ganz besonders auf eine ökonomische Form: die genossenschaftliche Selbstorganisation der Arbeiter. Als Summe seiner langen Auseinandersetzung mit Fragen der Genossenschaft schreibt er: „... das Zusammenwirken im eigenen Interesse, auch wenn es ein rein wirtschaftliches ist, ... [tut] dem gemeinschaftlichen Wesen dieses Zusammenwirkens keinen Eintrag, begünstigt und befördert es sogar ... Dieser genossenschaftliche Geist ist vielleicht die aussichtsreichste Gegenströmung gemeinschaftlichen Inhaltes gegen die gesell-

---

<sup>2</sup> Tönnies 1907: 7.

schaftliche Entwicklung, die der gesamten neueren Volkswirtschaft und Weltwirtschaft ihren mächtigen aber nicht allmächtigen Stempel aufgedrückt hat.“<sup>3</sup>

Damit ist Tönnies' Antwort auf die Frage nach gemeinschaftlichen Elementen in der Demokratie gegeben: Tönnies möchte gemeinschaftliche Organisationsformen als Gegenprinzip gegen Gesellschaft in der Gesellschaft setzen, das ist das Grundmotiv seiner Ideen zur sozialen Reform. Je mehr davon, desto besser. Natürlich gibt es weiter die Traditionsinstitutionen, Familie, Nachbarschaft, Freundschaft, das Dorf. Tönnies geht es bei der Beschreibung solcher gemeinschaftlichen Kräfte jedesmal nicht um die überkommene Form, als Soziologe interessiert ihn das Wirken dieser Institutionen unter den jeweiligen historischen Umständen.

Auch seine Ideen zur politischen Verfassung setzen auf dieses Thema: er schlägt eine sozialwissenschaftlich informierte Institutionalisierung von gemeinschaftlichen Elementen in die politische Verfassung vor, er denkt dabei an die Institutionalisierung von Urteilskraft und Erfahrung (wofür er gestufte Altersqualifikationen, politische Bildung und eine, die private Presse ergänzende, wissenschaftlich informierende öffentliche Publizistik vorschlägt), an eine durch den Gemeinwohlgedanken und ein starkes Verfassungsgericht institutionell moderierte Parteiendemokratie. Tönnies stellt sich eine politische Kultur vor, die gegen die der Parteiendemokratie immanente Tendenz zur parteilichen Verfeinerung eine Tugend des demokratischen Kompromisses entwickeln möchte. Demokratischer Kompromiss ist ein Kompromiss unter Demokraten, Tönnies möchte eine wehrhafte Demokratie, die die Kraft hat, ihre Feinde zu bekämpfen.

Allerdings: Erfolgreich waren die Interventionen Tönnies' nicht. Mit seinen Verfassungsvorstellungen konnte Tönnies sich nicht durchsetzen, so muss offenbleiben, ob sie im ökonomischen und politischen Chaos der Weimarer Republik einen Unterschied gemacht hätten. Die Genossenschaftsbewegung war und ist als „aussichtsreiche Gegenströmung“ zum Kapitalismus zu schwach. Der Sozialstaat allerdings ist seit Tönnies' Zeit erheblich gewachsen, wenn auch nicht in gemeinschaftlichen Formen, sondern in Gestalt großer herrschaftlicher Vertrags- und Kontrollsysteme.

## Gemeinschaft heute

Man sollte gleichwohl Tönnies' Grundgedanken – die Etablierung gemeinschaftlicher Gegeninstitutionen in der Gesellschaft, in denen Vertrauen erhalten bleibt oder sich herstellen lässt, in denen sogar Geborgenheit organisiert werden kann – nicht gleich verwerfen. Dieser Grundgedanke – das will ich nun zeigen – entwickelt angesichts neuer Herausforderungen auch neue Aktualität.

Womit ich zum letzten Punkt komme: Ist „Gemeinschaft“ heute noch gehaltvoll genug, um auf jetzt drängende Probleme und Bedrängnisse Antworten geben zu können? Ich möchte eine skeptische und eine weniger skeptische Antwort andeuten.

Zunächst die skeptische. Gemeinschaft gibt es im Nahraum. Bindekräfte nehmen in größeren sozialen Zusammenhängen ab. Auch ist sicherlich Tönnies' Beobachtung richtig, dass in unserer Moderne Gemeinschaft auf dem Rückzug ist, dass sie von zweck- und interessenbezogenen Sozialformen bedrängt wird. Unter diesen Bedingungen gibt es eine Orientierung an „Gemeinschaft“ zunächst als Konservativismus. Das konservative Programm besteht darin – um einen bekannten Satz Karl Mannheims zu variieren – im Moment des Verlusts der Tradition sich auf die Tradition zu besinnen; er ist als reflexiv gewordener Traditionalismus eine Utopie und diese Utopie liegt einem politischen Programm zugrunde. Politisch problematischer ist es, wenn Gemeinschaftssehnsucht panisch wird. Identitäres Denken ist panische Gemeinschaftssehnsucht. Es zeichnet sich dadurch aus, dass der Kern des eigenen Seins, die Identität in einer Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft gesehen wird, dass diese Gemeinschaft sich abschottet und exklusiv macht. Wer nicht dazugehört, wird als bedrohlich empfunden und wird zum Feind erklärt. Die Seiten zu wechseln oder mit mehreren Identitäten zu leben, ist ausgeschlossen: Identität ist existenziell. Was die Identität ausmacht, ist dann fast gleichgültig, mal ist es die Nation, mal

<sup>3</sup> Einführung in die Soziologie (1931): TG 21: 64.

der Glaube, mal das „Abendland“. Dass Menschen ein je individuelles Leben führen und sich als Individuen zwischen Gemeinschaften und auch in unterschiedlichen Gesellschaften bewegen, dass sie also mit einer einzigen Identitäts-Zuschreibung nicht hinreichend beschrieben sind, wird in der Fixierung auf die Feinde verdrängt. – Solche panische Gemeinschaft braucht Demokratie nicht.

Für die weniger skeptische Antwort möchte ich zunächst und nur ganz knapp definieren, vor welchem Problem Gesellschaft heute steht. Die auf Konsum und materiellen Wachstum basierte und durch Massenkonsum stabilisierte Gesellschaft überschreitet die planetaren Grenzen, in denen wir wirtschaften müssen. Es ist eine Menschheitsfrage geworden, dass wir den Pfad verlassen, auf dem wir derzeit wirtschaften. Und das wird nicht leichter, weil auch die soziale Frage inzwischen im Weltmaßstab sich neu stellt, als die Frage eines sozialen Ausgleichs zwischen globalem Norden und globalem Süden.

Die Reformideen der ökologischen Avantgarde im globalen Norden sind: Konzentration auf die regionale Wirtschaft, die Organisation „einfachen Tauschs“, ohne spekulative Absichten, der Einbau gemeinschaftlicher Elemente in den ökonomischen Umgang, eine Renaissance des Genossenschaftswesens, etwa in der solidarischen Landwirtschaft oder in neuen Immobilien- und Wohngenossenschaften. Die historischen Hallräume dieser Ideen allerdings sind nur wenigen zeitgenössischen Autoren noch bewusst.

Die solidarische und sozialstaatliche Gesellschaft, wie sie aus solchen, nun auch ökologisch informierten Reformen erwachsen soll, setzt weiter auf Markt als Steuerungsinstrument, aber dieser Markt soll nun eine Einrichtung sein, auf dem die Versorgung der Menschen koordiniert wird. Er ist dann eben nicht mehr ein wildgewordener Fetisch, in dem die Ergebnisse menschlichen Handelns zu einem ‚alternativlosen‘ Zwangszusammenhang verselbständigt werden. Sozialer Sinn wird im Übergang zu einem einfacheren Leben knapp sein. Denn die ökologische Veränderung wird nicht gelingen, ohne im globalen Norden das Niveau des Konsums stark zu reduzieren. – Was anders als gemeinschaftliche Formen des Wirtschaftens kann solche Entwicklungen ermöglichen? Was anders als solche gemeinschaftlichen Formen kann den sozialen Sinn herstellen, der in dieser Reform gebraucht wird?

## Literatur

- Tönnies, Ferdinand, 1907: Die Entwicklung der sozialen Frage (Sammlung Göschen. 353). Leipzig.  
 ders., 2019: Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe Band 2. Gemeinschaft und Gesellschaft. 1880–1935.  
 Hgg. von Bettina Clausen und Dieter Haselbach. Berlin/New York.  
 ders., 2021: Ferdinand Tönnies Gesamtausgabe Band 21. 1931. Einführung in die Soziologie. Schriften.  
 Rezensionen. Hgg. von Dieter Haselbach. Berlin/Boston.